



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Abdul Hamid II. und die Reformen in der Türkei

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

die sozialen und sittlichen Zustände der Arbeiterschaft, des Gesindes, auch in unsern Bauerndörfern — bei aller Liebe zur Heimat muß das gesagt werden — vielfach schon jetzt ein Schandfleck. Man mag sorgen, daß sie besser werden, aber von den Bestrebungen der zünftlerischen Bauernretter ist auch hier nur Schade zu erwarten. G. B.



Abdul Hamid II. und die Reformen in der Türkei



Im europäischen Konzert scheinen zur Zeit alle Nummern vom Programm abgesetzt zu sein zu Gunsten einer Einlage im orientalischen Nadaustil: alles horcht jetzt nur nach dem ägeischen Meere hin, Cuba und Venezuela scheinen vergessen, selbst die Burenrepublik, deren Schicksal vor wenigen Wochen noch Herz und Hirn aller amtlichen und nichtamtlichen Politiker beschäftigte, scheint aus dem Gesichtskreis verschwunden zu sein. Das alles hat wieder einmal die orientalische Frage gemacht.

Reformen in der Türkei! — mit dieser Forderung glaubte man einmal die orientalische Frage aus der Welt schaffen zu können. Man hörte auch oft genug von Reformen, die im Gange sein sollten; aber sie sind nie zur Wirklichkeit geworden, weil — wie man allgemein annahm — die Reformbestrebungen des willigen, aber schwachen Sultans von einer Kamarilla, die ihn vollständig beherrscht, hintertrieben wurden. Hin und wieder tauchte jedoch eine andre Lesart auf: nicht in der Indolenz des türkischen Volkes, nicht in der Verderbtheit der Kamarilla, hieß es, sei die wahre Ursache für die Mißstände in der Türkei zu suchen, sondern einzig und allein in der Person des jetzigen Sultans, Abdul Hamid II. In einer neuerdings erschienenen Broschüre von Karl Künzler „Abdul Hamid II. und die Reformen in der Türkei“ (Dresden, Karl Reißner) wird diese Behauptung in scharfer Form aufgestellt und eingehend begründet. Der Verfasser ist augenscheinlich mit den Verhältnissen im Serail aufs genaueste vertraut und hat seine Erfahrungen aus amtlicher Stellung geschöpft. Kenner der Verhältnisse erklären seine Angaben für durchaus zutreffend.

Nur wenn die Türkei — das ist etwa die Ansicht des Verfassers — aus einem barbarisch-asiatischen Staate zu einem modernen wird, wird der Orient aufhören, eine stete Gefahr für Europa zu sein. Das türkische Volk ist solchen

Reformen, wie sie von den europäischen Mächten angestrebt werden, durchaus geneigt. Die Türken an sich sind durchaus tüchtige, brave Leute, sie haben nur einen schwerwiegenden Fehler: sie sind unfähig, sich selbst zu regieren. Der Despotismus ist daher bei ihnen durchaus keine verhasste Regierungsform, sie folgen auch, was besonders zu betonen ist, blindlings allen Anordnungen ihres Sultans. Für alles, was in der Türkei geschieht, kann daher nicht das Volk, sondern nur die Regierung verantwortlich gemacht werden, und innerhalb der Regierung wieder der, der ihre Maßnahmen bestimmt — das ist aber zur Zeit niemand anders als der Sultan selbst, Abdul Hamid II. Ihn allein trifft daher die Schuld an den heutigen Mißständen in der Türkei.

Um der Person und Bedeutung des jetzigen Herrschers gerecht zu werden, muß man vor allem eins im Auge behalten: im osmanischen Reiche gilt hinsichtlich der Erbfolge das Seniorat; nicht der Sohn, sondern der Älteste der gesamten Herrscherfamilie folgt auf dem Thron. Die Mißstände, die sich daraus ergeben müssen, liegen auf der Hand: man braucht nur daran zu denken, wie es im Privatleben wäre, wenn nicht der Sohn, sondern der nächstälteste Anverwandte der Erbe wäre. Schon im Privatleben empfindet es kaum jemand als eine Freude, für sogenannte lachende Erben zu arbeiten; mit welchen Augen muß nun erst der Sultan den Kronprinzen betrachten, mit dessen Regierungsantritt des Herrschers eigne Familie ein trauriges Los erwartet! Verwandtschaftliche Gefühle kommen bei der Haremswirtschaft nicht in Betracht. Der Kronprinz ist daher der natürliche Feind des jeweiligen Herrschers und wird dementsprechend behandelt. Es beruht auf dem ganz natürlichen Gesetze der Notwehr, wenn der Sultan seinen Nachfolger in völliger Abgeschlossenheit und Blöddheit erhält. „Ohne jede Vorbereitung für seinen Beruf, ja überhaupt ohne landläufige Bildung, ohne die geringste politische Schulung, ohne jede Bekanntschaft mit Land und Leuten, mit den Bedürfnissen und Fragen der Zeit, beneidet von Brüdern und Vettern, gehäßt von den Kindern seines Vorgängers, besteigt der osmanische Prinz den Thron seines Bruders oder Onkels.“

Abdul Hamid II. wurde am 31. August 1876 an Stelle seines für irrsinnig erklärten Bruders Murad V. von der Reformpartei zum Sultan ausgerufen. Er durchschaute die Verhältnisse vollkommen: man betrachtete ihn als Marionette, er sollte ein willenloses Werkzeug in der Hand der Reformpartei und ihres genialen Führers Midhat Pascha werden. Diese bezweckte aber, aus der Türkei einen modernen Staat zu machen, und in einem solchen war nicht Platz für das, was des Sultans Ideal war: für die alte Kalifenherrlichkeit mit unumschränkter Gewalt über Leben und Tod, mit Haremswesen und Eunuchentum. Es sollten andre mitreden im osmanischen Reich, eine konstitutionelle Verfassung sollte die despotische ersetzen. Und siehe: der Kampf des dynastischen Absolutismus, der für den Westen Europas schon lange zu Gunsten des Volkes entschieden ist, in diesem Wetterwinkel Europas endete

er mit dem Siege des Despoten; Abdul Hamid II. ist jetzt dank seines un-
 gemein diplomatischen Geschicks und seiner hervorragenden Fähigkeiten mehr,
 als es irgend einer seiner Vorgänger war, der unumschränkte Herr über sein
 Volk, trotz der Reformpartei, trotz der Signaturmächte, die von den Levantiniern
 schon lange die *six impuissances* genannt werden. In den ersten Zeiten seiner
 Regierung findet man nun allerdings manche Ansätze zu Reformen, und daraus
 hat man eben jene Schlussfolgerung gezogen, daß der Sultan Reformen gewollt
 habe, aber unfähig gewesen sei, sie durchzuführen. Aber er hat damals nur
 mit den Wölfen heulen müssen. Die wahre Ursache jener Reformfreundlichkeit
 war, daß sich der Sultan noch zu schwach fühlte, es fehlte ihm noch an den
 willenlosen Werkzeugen, um heimlich das zu hintertreiben, was er offiziell an-
 ordnen mußte. Er betrachtete es nun als seine Lebensaufgabe, sich einen
 Beamtenstand zu schaffen, der keine eigne Ansicht hatte, der willenlos und blind-
 lings das that, was er befahl. Wenn schon in modernen Staatswesen willens-
 kräftige und zugleich ehrgeizige Herrscher und willenskräftige, selbständige Staats-
 diener nicht zu einander passen, um wieviel gefährlicher müssen einem Despoten
 auf schwankendem Throne geistig hervorragende Unterthanen scheinen! So war
 es denn von vornherein Abdul Hamids Streben, alles zu unterdrücken und zu
 beseitigen, was sich irgendwie auszeichnete, und durch willenlose Werkzeuge zu
 ersetzen. Dieses Streben trat schon zwei Jahre nach seinem Regierungsantritt
 zutage. Im russisch-türkischen Kriege waren die Türken anfangs siegreich.
 Siegreiche Feldherren aber waren und sind dem in steter Sorge um seinen
 Thron lebenden Sultan ein Greuel, er vernichtete ihre Erfolge durch will-
 kürliches Eingreifen in die Operationen und durch östern Wechsel der Höchst-
 kommandirenden. „Wirklich wohl war ihm erst, als die Russen vor den
 Thoren seiner Hauptstadt standen, während gleichzeitig die englische Flotte
 bei Prinkipo vor Anker ging. Nun konnte ihm nichts mehr begegnen, denn
 von den beiden europäischen Großmächten hielt die eine die andre im Zaume,
 und von der eignen demoralisirten Armee hatte er erst recht nichts zu be-
 fürchten.“ Ein grelles Schlaglicht wirft auf den Charakter und die politische
 Art des Sultans der Umstand, daß er alle hervorragenden Persönlichkeiten
 dieses Krieges nach und nach aus dem öffentlichen Leben entfernt hat. Osman,
 Fuad und Mukhtar Pascha genießen zwar alle äußern Ehren, aber sie sind
 Privatleute geworden. Im Gegensatz zu ihrer Laufbahn steht die des heutigen
 Marineministers. Er hat sich bei allen Kabinettswechseln auf seinem Posten ge-
 halten, denn er hat die Absichten seines Herrn verstanden. Murad V. war durch
 eine Flottendemonstration zur Abdankung gezwungen worden. Etwas derartiges
 durfte sich nicht wiederholen, und so wurde denn durch den Marineminister die
 Flotte planmäßig zu rascher Thätigkeit unfähig gemacht. Außerlich sind die
 Schiffe gut gehalten, aber überall fehlt etwas, sodaß kein einziges Kriegsschiff
 sofort in See gehen kann: hier ein Kessel, dort ein Schornstein, bei einem

dritten die Armirung oder wichtige Teile an den Geschützen usw. Aus allen Regierungshandlungen Abdul Hamids geht hervor, daß er jede arbeitsfreudige, schaffende Thätigkeit, sobald sie sich regt, grundsätzlich zu hindern sucht. Er thut nichts öffentlich dagegen, im Gegenteil, die Türkei ist seit seinem Regierungsantritt mit einer Menge von Einrichtungen moderner Staatswesen überschwemmt worden. Daher ist er in den Ruf gekommen, ein erleuchteter, reformfreundlicher Herrscher zu sein. Aber ein ganz andres Bild gewinnt man, wenn man sieht, wie durch lähmende Maßregeln alles Gute, was geschaffen wird, wieder vernichtet wird. „Die Eisenbahnen können nicht rentiren, schon weil das Verbot des freien Reisens besteht. Auch die unsinnige Quarantäne, die im Jahre sicherlich zehn Monate ein Vilajet gegen das andre abschließt, macht einen einigermaßen regen Passagier- und Güterverkehr zur Unmöglichkeit. Handel und Industrie liegen in Banden, denn es kann sich niemand ohne kaiserliche Erlaubnis auch nur einen Schafstall bauen, geschweige denn eine Fabrik eröffnen. Den Instruktoren, die für Armee und Marine, für alle Zweige der Verwaltung mit hohem Gehalt engagirt worden sind, wird es von vornherein zur Unmöglichkeit gemacht, sich wirklich nützlich zu erweisen. Es wird ihnen klar gemacht, daß sie zwar pünktlich ihre Büreaustunden besuchen und alle Freitage bei dem Selamlık dem Großherrscher ihre Huldigungen darbringen, im übrigen aber möglichst still und thatenlos ihre Gelder verzehren sollen. Das aber ist bequem, und daher kann man sich nicht wundern, wenn solche Weisungen auch auf fruchtbaren Boden fallen. Wenn ein Mitglied der deutschen Militärmission, Goltz Pascha, wirklich etwas Großes und Ganzes zu leisten vermochte, so hat ihn dafür der Sultan auch stets mit argwöhnischen Augen betrachtet und ihm Hindernisse in den Weg gelegt, wo er nur konnte. Die ungeteilte Verehrung, die der deutsche Offizier bei seinen türkischen Untergebenen, namentlich den jüngeren Offizieren genoß, hätte allein schon genügt, um den Großherrscher ihm feindlich zu stimmen. Auch im Heereswesen geschah nur das, was vom Sildiz Kiosk aus nicht verhindert werden konnte, oder was man dort für unwichtig hielt, und jetzt, da Goltz Pascha in sein Vaterland zurückgekehrt ist, wird vieles wieder einschlafen und rückgängig gemacht werden, was er mit ungewöhnlicher Kraft und Klugheit durchzusetzen verstanden hat. Am Tage seines Scheidens aus Konstantinopel wurde z. B. die Prügelstrafe an den Militärschulen, von deren Abschaffung Goltz Pascha vor dreizehn Jahren den Antritt seines Dienstes als Direktor abhängig gemacht hatte, wieder eingeführt. Auf Betreiben des genannten Offiziers kaufte die Türkei schon vor Jahren 800 000 Mausergewehre bester Konstruktion nebst Munition aus deutschen Fabriken an, als Ersatz für das veraltete Martini-Modell, das bis dahin nebst dem Snider- und Winchestergewehr die Bewaffnung der Infanterie ausgemacht hatte. Diese sind aber bis heute der Truppe noch nicht eingehändigt worden, sondern rosten in den Arsenalen. Kommt es zum Kriege, dann werden sie vielleicht

verteilt, und die Truppe zieht mit einer Waffe in den Kampf, die sie noch niemals in der Hand gehabt hat. Vom türkischen Soldaten verlangt sein Kriegsherr nur, daß er sich unbedingt ruhig verhalte. Die Unterbringung, Bekleidung und Beköstigung ist daher im allgemeinen schlecht. Daß der Sold hin und wieder unregelmäßig gezahlt wird, liegt an den allgemeinen mißlichen Finanzverhältnissen. Dafür wird aber auch niemand pensionirt; wer einen Gehalt einmal bekommt, der behält ihn bis an sein Lebensende. Noch schlimmer steht es bei der Marine. Alle Bemühungen des ehemaligen deutschen Kapitäns Kalau vom Hofe scheitern an dem passiven Widerstande des Ministeriums."

Daselbe Bild wie hier bietet sich überall. In den „Anatolischen Wanderungen“ des Freiherrn von der Goltz Pascha haben wir eine lebhaftere Schilderung von den vielerlei Anlagen, die zur Hebung des Landbaus in Kleinaften begonnen worden sind. Aber es bleibt bei dem Beginn, Früchte dürfen nicht erstehen. Die Türken, die ins Ausland geschickt werden, um die Fortschritte der Neuzeit kennen zu lernen, eignen sich, klug und bildungsfähig, wie sie sind, mit großem Eifer alles Wissenswerte an, aber in die Heimat zurückgekehrt, können sie es nicht verwerten, sie werden in irgend eine Stelle gebracht, wo sie unschädlich bleiben. Denn ihre Kenntnisse würden die Autorität des Sultans bedrohen. So geht es vor allem den türkischen Offizieren, die in deutschen Diensten gewesen sind — sie beeilen sich, wenn ihnen ihr Leben lieb ist, so bald als möglich wieder zu vertürken. Ihre Sendung nach Deutschland war nur eine Poffe.

Auf diese Weise hat der Sultan innerhalb seines weiten Reichs alles erdrückt, was auch nur einen Schatten von Selbständigkeit, von Macht hatte, was sich vermaß, irgendwie nach Verbesserung und Vervollkommnung zu streben. Er hat es erreicht, der absoluteste Herrscher auf der Welt zu sein. Neben seiner Meinung giebt es heute im Staate keine andre. Er läßt sich von niemand leiten, von niemand raten, seine Günstlinge sind nichts als seine Sklaven. Durch seine erstaunliche Menschenkenntnis hat er sich ein Heer willfähriger Staatsdiener geschaffen, und auf diese allein stützt sich seine Herrschaft. Obgleich diese Beamten an sich dem Bakschisch sehr zugänglich sind, so ist doch die Macht des Trinkgelds zu Ende, wenn der Spender beim Sultan in Ungnade ist. Alle edeln Triebe hat er in seinen Untertanen zu vernichten gesucht, nur eins hat er gepflegt, stummen Gehorsam gegen seine Befehle, und den hat er erreicht. Die Minister sind bloße Scheinwesen, nur dazu da, den Signaturmächten Sand in die Augen zu streuen. Durch sie verordnet der Sultan amtlich, was er durch seine Kammerherren wieder hintertreiben läßt. Kommen Konflikte mit den Mächten vor, dann werden die verantwortlichen Minister abgesetzt, um dem Schein zu genügen, am Thatbestand wird nicht das Geringste geändert.

Die Abhängigkeit aller Beamten vom Sultan wird gewöhnlich dadurch

erzielt, daß er sie sich in irgend einer Weise verpflichtet, z. B. durch Geschenke, Orden oder dergleichen, erhalten wird sie durch ein ganzes Netz von Vertrauensmännern. Im Spitzeltum beruht der Zusammenhalt der Verwaltung. Solche Stützen haben sich wankende Throne stets gesucht, in alter wie in neuer Zeit. Die Folge dieses Spitzeltums aber ist ein allgemeines Mißtrauen, niemand wagt es, eine wichtige Sache in die Hand zu nehmen, weil er darauf gefaßt sein muß, beim Sultan verdächtigt zu werden. Kommt aber trotzdem einmal ein Plan der Ausführung nahe, so kann noch im letzten Augenblick ein beliebiger Thürschließer oder Unteroffizier durch eine Denunziation alles verhindern. Dagegen macht jeder gute Karriere, der alles thut, um an den gegenwärtigen Zuständen nichts zu ändern. Nur die schlechtesten Gefellen kommen in die Höhe, wie folgendes Stückchen lehrt. Der Sultan fährt alljährlich bei dem großen Ramesan durch die Stadt. Dabei schwebt er natürlich stets in großer Angst vor Attentaten. Diesen Umstand machte sich ein hoher Würdenträger zu nuge. Er ließ von einem verbummelten Serben an der großen Brücke, die der Zug passieren mußte, eine Scheinbombe legen. Als sich der Wagen des Padiſchah der Brücke näherte, „entdeckte“ der Würdenträger das Attentat und wurde für die Lebensrettung des Sultans besonders ausgezeichnet. Die Sache kam aber ans Licht. Trotzdem blieb der Pascha in seiner Stellung, weil sich der Sultan sagte: Wer solche Veranstaltungen trifft, um mir ein Attentat melden zu können, um wie viel eher wird der kommen, wenn er wirklich eins entdeckt hat! Kein Wunder, wenn bei solchen Beispielen Intriguen, Bestechung und Unterschlagung an der Tagesordnung sind. Daher können sich auch nur sehr gut fundirte Gesellschaften an ein Unternehmen wagen, weil die Kreise, durch deren Befürwortung die Konzession zu erkaufen ist, sehr groß sind. Schwache Gesellschaften werden sehr bald zu Grunde gerichtet. Die Beamten wissen ihnen langsam, aber sicher ihre Mittel abzupressen. Wer etwa versuchen wollte, ohne Bestechung etwas zu erreichen, würde so lange polizeilich chikanirt werden, bis sein Unternehmen hinfällig geworden wäre. Überall findet man die großartigsten Ansätze zu Reformen in europäischem Sinne, und daneben wieder die alles erdrückende Reaktion. Enorme Summen sind für Neuerungen im Auslande aufgenommen worden, aber sie sind von vornherein totes Kapital, da die Neuerungen nach dem Willen des Sultans nicht rentiren dürfen. Die Zinsen der Anleihen muß vor allem die muhammedanische Landbevölkerung aufbringen, und so herrscht denn in den untern Klassen eine unglaubliche Armut. Der Bürgerstand verschwindet vollständig. Wie sonderbar die Finanzwirtschaft in der Türkei ist, geht unter anderm daraus hervor, daß die Beamten mehrerer Ministerien sich selbständig von den Geldern besolden, die kraft ihrer Stellung durch ihre Hände gehen. Eine große Last für das unglückliche Land liegt auch in der Höhe der Zivilliste (54 Millionen Franken) und der Gehalte der obersten Beamten und Militärchargen. Der

Großvezier hat ein Einkommen von 500000 Franken, die Minister und Marschälle bis zu 200000 Franken und darüber. In dem Steuerdruck ist auch namentlich die Ursache der sich alljährlich wiederholenden Unruhen zu suchen.

Je schwieriger aber die innere Lage wird, um so eher wird die jetzt noch ziemlich unbefangene Bevölkerung dahinterkommen, wie es um ihre Regierung steht, und dann wird die mühsam behauptete Kalifenherrlichkeit des Sultans an den Folgen seines eignen Systems zu Grunde gehen. Aber augenblicklich ist das Ansehen des Sultans bei seinen muhammedanischen Unterthanen noch im Wachsen begriffen, und das ist auch erklärlich. Von all den Drohungen, die Europa gegen den Sultan geschleudert hat, ist keine zur That geworden. Es wird fortgemekelt. Das Volk glaubt an die Machtstellung der Türkei, die sein Herrscher in dem Buche, das er über sich hat schreiben lassen: *Comment on sauve un empire*, folgendermaßen auseinandersetzt: „Europa ist in zwei große Lager geteilt. Der Dreibund steht Rußland und Frankreich vollkommen gleichwertig gegenüber. Der Sultan aber verfügt über eine Million vortrefflicher Streiter, und der, auf dessen Seite er sich mit seiner Armee stellt, wird den endlichen Sieg davontreten. Beide Parteien versuchen mithin, ihn zu sich hinüberzuziehen, und um diesen Zweck zu erreichen, ordnen sie sich jedem seiner Wünsche unter. Mithin ist der Sultan der mächtigste Herrscher der Welt, die Türkei nach wie vor der einflußreichste Staat!“

In der That hat es ja der Sultan durch seine schlaue Politik erreicht, daß sich kein Staat in Europa an ihn heranwagt, nicht aus Furcht vor einer Niederlage, sondern aus Furcht vor dem Siege. Die Schwäche der Türkei, die Angst vor der Erbschaftsteilung ist allein die Kraft, die den Tod des Kalifenstaats künstlich hinauschiebt. Und der Sultan weiß das gut auszunutzen, durch geschicktes Laviren verdirbt er es mit keinem; seine auswärtige Politik läßt er von den Mächten machen, im Innern schaltet er mit unumschränkter Gewalt, und daran kann ihn niemand hindern, weil dazu ein thätiges Vorgehen einer Macht nötig wäre, und das wagt keine. Den Mächten gegenüber ein geschickter Intrigant, im Privatleben ein Blender, nimmt Abdul Hamid II. einen hervorragenden Platz in der Weltgeschichte ein, freilich leider im übelsten Sinne.

Der Sultan ist von mittelgroßer, schwächlicher Figur. Seine Haltung ist gebückt, sein Gang, sein ganzes Aussehen schlaff und nachlässig. Aber die dunkeln, funkelnden Augen zeugen von innerer Blut, und die große Hakennase verleiht dem gelben, dünnen, von einem graumelirten Backenbarte umrahmten Gesicht einen energischen Ausdruck.

Der Sultan ist übrigens den Orienttouristen keine unbekante Erscheinung. Sie kennen ihn vom Selamlif, jener von echt orientalischem Pomp begleiteten Freitagsparade her und haben bei dieser Gelegenheit den Herrscher der Os-

manen, im großen Halbwagen sitzend und selbst das mächtige Schimmelgespann lenkend, gesehen. Sie haben mit Hüten und Tüchern gewinkt, der Sultan hat freundlich hinaufgenickt zu den Fenstern des für fremde Zuschauer errichteten Pavillons und ihnen dann durch einen goldbetreßten Kammerherrn seine kaiserlichen Grüße und gleichzeitig eine Tasse Thee und herrliche Cigaretten, mitunter für diesen und jenen sogar einen Medjidjeorden vierter Klasse überreichen lassen. Das alles giebt es für einen einfachen Paradebummler wo anders nicht, und darum ist man entzückt von dem liebenswürdigen Herrscher der Muselmänner. Mancher Künstler oder Gelehrte hatte am Ende auch noch die Ehre einer persönlichen Audienz, einer langen Unterhaltung mit dem Großherrscher, deren Verlauf einem Zeitungsreporter mitzuteilen ja stets von besonderm Reize ist. Immer sind sie des Lobes voll über den erleuchteten, aufgeklärten Padiſchah, der so kluge Gespräche geführt, ein so großes Wissen, so gediegne Bildung dabei verraten und zum Schluſſe sogar versichert hat, daß ihm nichts mehr am Herzen liege, als sein Reich dem Abendlande gleich zu machen, und daß die Reformen in vollem Gange seien. Solche Audienzen von mehr oder weniger berühmten Ausländern tragen viel dazu bei, das falsche Bild noch zu befestigen, das man sich in Europa von Abdul Hamid gemacht hat. Das weiß er sehr wohl, und er wird sich natürlich hüten, seinen günstigen Ruf selbst zu zerstören. Im persönlichen Verkehr mit Ausländern ist er daher von gewinnender Liebenswürdigkeit, und namentlich die Botschafter sucht er sich durch ausgesucht höfliches Wesen zu verpflichten. Aber sein Verhalten ist keineswegs aufrichtig, es soll ihm nur dazu dienen, daß er thun und lassen kann, was er will. Die Thatſachen aber sprechen nur zu deutlich dafür, daß der Einfluß der europäischen Vertreter am Goldnen Horn ganz illusorisch ist. Sie alle lassen sich immer noch von dem schlauen Intriganten im Silbiz Kiosk täuschen, sie glauben seinen Versicherungen und denken immer noch, durch ihn etwas erreichen zu können. Kommen irgend welche streitigen Fälle, dann verspricht der Sultan alles, was von ihm verlangt wird, und die sich „versammelnden“ Botschafter glauben, etwas erreicht zu haben. Es entgeht ihnen aber, daß Effendimis schon lange alle Anordnungen getroffen hat, um im Geheimen seine Befehle zu widerrufen.

Es liegt ein gewisser Hohn in der Art, wie der Sultan mit den Mächten umspringt. Aber was kann ihm denn geschehen? In der Zwietracht der *six impuissances* wurzelt seine Kraft. Und die Diplomatie am Goldnen Horn muß verlogen sein, sonst würde sie sehr bald den Konflikt heraufbeschwören. Sie muß eben glauben, was ihr der Sultan sagt. Solange dieser Diplomat *par excellence* auf dem osmanischen Throne sitzt, ist an eine Lösung der orientalischen Frage nicht zu denken.

Das etwa sind nach Rünzgers Ansicht der Charakter des jetzigen Sultans und die Ursachen der jetzigen Zustände in der Türkei. An Reformen darf

der Sultan jetzt gar nicht mehr denken, er muß sein System bis aufs äußerste durchführen, oder sein Ruin ist besiegelt. Ein Zugeständnis an die Armenier — und alle die andern christlichen Stämme des Völkergemischs, das „Osmanisches Reich“ heißt, verlangen dasselbe und empören sich. Erreichen sie etwas, erhalten sie Zugeständnisse und Freiheiten, die die Muselmänner nicht haben, dann hat der Sultan auch bei diesen seine Rolle ausgespielt. „Darum kann und darf der Sultan nicht reformfreundlich sein, darum wird er nach wie vor auf alle Freiheitsbestrebungen mit wütester Reaktion antworten. Unter keinen Umständen darf er sich die Sympathien seiner Glaubensgenossen verschmerzen, deshalb ist die Christenhege schließlich seine ultima ratio. Mit den Armeniern ist er fertig geworden, nun kommen vielleicht die Griechen an die Reihe, schließlich aber die Abendländer, deren Vertretung im Sildiz Kioos am schwächsten ist. Es sind schon einmal bedenkliche Ausschreitungen gegen die Italiener in Smyrna vorgekommen.“

Bei dem System des Sultans — so meint der Verfasser unsrer Schrift — wird sich das schaurige Völkerdrama im Südosten weiter entwickeln, und es werden sich Ereignisse wiederholen, die die Bartholomäusnacht an Blutigkeit hinter sich lassen werden. Die jammervolle, auf unbedingte Erhaltung des Friedens gerichtete Politik Europas aber trägt daran die Hauptschuld.



Die Memoiren von Paul Barras

(Fortsetzung)



ie Protokolle über die Sitzungen des Direktoriums und Barras Mitteilungen über alles persönliche, was daneben hergeht, zeigen uns die häuslichen Vorbereitungen zu der öffentlichen Geschichte dieser Jahre sozusagen bis ins kleinste, sodaß sich von dem vielen neuen nur eine ganz bescheidne Auswahl geben läßt. Wir bemerken, wie diese Behörde, die im Anfange nicht einmal ausreichendes Mobiliar und eine Schreibstube besitzt, sich allmählich einen Platz im Verkehr mit den Höfen Europas erobert. Zuerst wird sie hochmütig brüskirt, sie handelt darauf bestimmt, aber immer mit einer gewissen Höflichkeit. Dann helfen die italienischen Siege nach, und die Stellung ist da. Anfangs bemüht sie sich um eine gesandtschaftliche Vertretung in Persien, nach wenigen Jahren lehnt sie ein Bündnis mit der Türkei als Frankreichs nicht würdig ab. Den Gedanken, den man gewöhnlich Carnot zuschreibt, die Koalition in Italien anzugreifen,